

Kapitel 1

18. April 1911 New York

James F. Knox war kein ängstlicher Typ. Das musste er auch nicht sein, solange keine Schusswaffe auf ihn gerichtet war.

Knox mochte Schusswaffen nicht. Der Straßenkampf war sein Ding und darin war er verdammt gut. Wer sich mit Knox auf eine Auseinandersetzung Mann gegen Mann einließ, hatte einen schnellen, harten und dreckigen Kampf vor sich. Seine 90 kg, die sich auf 1,85 m verteilten, ließen ihn hager erscheinen, aber das täuschte. Knox war ein Kraftpaket und dabei sehr wendig. Mit seiner beachtlichen Armlänge hatte er im Faustkampf einen großen Vorteil. Den Gegner auf Abstand halten, ihn *auszuhungern*, war eine seiner bevorzugten Taktiken. Alles was ihm an diesem frühen Morgen auf dem Broadway entgegen kam, sah aber eher bedauernswert, als gefährlich aus. Natürlich konnte dieser Eindruck täuschen. Schon mancher unvorsichtige Nachtschwärmer hatte durch so eine Fehleinschätzung seine Geldbörse oder auch sein Leben eingebüßt, nicht selten sogar beides.

Knox war nicht unvorsichtig, aber auch nicht mehr ganz nüchtern. Die ganze Nacht war er durch diverse Bars gezogen. Nicht um sich zu betrinken, sondern um Informationen zu beschaffen. Ganz ohne zu trinken, ging das nicht.

Knox arbeitete als Privatdetektiv, im Moment allerdings nicht besonders erfolgreich.

Sein neuester Fall war auch so ein einer, der wenig einbringen würde. Deshalb hatte Knox beschlossen, den Fall des *unbeliebten Geschäftspartners*, wie er es nannte, heute Nacht abzuschließen. Zwei Wochen hatte er erfolglos damit zugebracht, Nachforschungen über diesen Mann anzustellen, ohne auch nur den Hauch eines Schandflecks auf seiner weißen Weste zu entdecken. Er fand, dass es genug war. Das würde seinem Auftraggeber zwar nicht gefallen. Aber da war nichts zu machen, der Mann war sauber.

Sein Auftraggeber würde etwas anderes finden müssen, um seinen Partner aus dem Geschäft zu drängen. Leider würde sich das auf sein Honorar auswirken. Sein Auftraggeber hatte klar und deutlich gesagt: Kein Ergebnis – kein Geld.

*

Um 4 Uhr früh wollte Knox nur noch nach Haus oder in sein Büro, was letztlich ein und dasselbe war.

Er wohnte seit einiger Zeit in der 28th Street West, mitten im Tenderloin District, New Yorks berüchtigtem Vergnügungsviertel.

Das Tenderloin erstreckte sich in diesen Tagen von der 23th bis zur 57th Street West und zwischen 5th Avenue und 8th Avenue.

Dieses Viertel bot seinen Besuchern alle Arten von Vergnügungen, die man sich nur vorstellen konnte. Egal was man haben wollte, wenn man den Preis bezahlte, bekam man es.

Doch das Tenderloin war auch eine Hochburg des Verbrechens. Die Menschen die hier lebten, waren arm und die Kriminalität erschreckend hoch. Die Polizei ließ sich nur selten blicken und wenn, dann nur um Schmiergeld zu kassieren. In der Vergangenheit hatte es unter dem damaligen Police Commissioner und jetzigem Präsidenten Theodor Roosevelt ernsthafte Bestrebungen einer Polizeireform gegeben. Das war aber schon über zehn Jahre her und die Reform der New Yorker Polizei zeigte kaum noch Wirkung.

Die Straßenbanden verbreiteten in ihren Revieren immer noch Angst und Schrecken. Zwar gab es nicht mehr so viele Banden wie vor fünfzig Jahren, doch an Gefährlichkeit hatten sie nichts eingebüßt.

Was die Gophers für Hells Kitchin, waren die Dusters für die Lower East Side. Das Tenderloin aber war der Tummelplatz von Paul Kelly und seinen Five Pointers.

Knox kannte die meisten von ihnen und sie kannten ihn. Nach einigen unschönen Zusammenstößen, die für beide Seiten blutig ausgegangen waren, ließen sie Knox in Ruhe. Zwischen ihnen herrschte so eine Art Waffenstillstand, es war nur die Frage wie lange.

Während Knox darüber nachdachte, wie er eventuell doch noch zu seinem Honorar kommen könnte, erreichte er den Greeley Square. Von dort lagen noch fünf Blocks in südlicher Richtung auf der 6th Avenue vor ihm.

Es war kalt und der Regen der letzten Stunden hatte einen feuchten Schleier über Manhattan gebreitet. Trotzdem schenkte Knox den wartenden Droschken am Straßenrand keine Beachtung. Er ging immer noch lieber zu Fuß. Das hielt ihn in Form. Auf seinen Beschattungstouren war es wichtig, schnell zu reagieren, die Richtung zu wechseln oder in einer Seitenstraße zu verschwinden.

Das gelang ihm noch immer sehr gut, doch die langen Nächte in verräucherten Bars mit billigem Fusel zehrten an ihm. Je näher er seinem Büro kam, um so stärker wurde seine Müdigkeit.

Als Knox in seine Straße einbog, blieb er kurz stehen und sog hörbar die Luft ein. Es war ein leichtes Kribbeln, das ihm den Rücken hinauf bis in den Nacken kroch.

Knox hatte mit den Jahren ein feines Gespür für Ungewöhnlichkeiten entwickelt. Seine Sinne nahmen die kleinsten Schwingungen einer möglichen Gefahr auf und er hatte schnell gelernt, besonders auf seinen Sechsten Sinn zu hören.

Während er den Kragen seines Mantels hochschlug, suchten seine Augen die Straße ab.

Kein Licht, kein Geräusch außer dem vertrauten Rattern der Hochbahn am Ende der Straße. Alles war so, wie es immer war.

Langsam, mit gesenktem Kopf und mit hängenden Schultern, näherte sich Knox seinem Hauseingang. Für einen Beobachter sah er aus wie ein übermüdeten, betrunkenen Nachtschwärmer. Diesen Eindruck wollte er auch erwecken. Jeder Muskel war angespannt und alle Sinne geschärft.

Er ahnte die Bewegung im Hauseingang rechts von ihm, mehr als er sie sah. Doch bevor er sich herumwerfen konnte, spürte er einen Schlag zwischen den Schulterblättern.

Ein dunkles, rauchiges „Grrrrrr“ und dann war es auch schon vorbei.

„Verdammt Spooky!“

Knox blieb stehen und sah den Angreifer vorwurfsvoll an.

Spooky, der schwarze, einäugige Kater strich ihm unbeeindruckt um die Beine und schnurrte, als wäre nichts geschehen.

Trotz seiner Einäugigkeit war er der Liebling aller Bewohner dieser Straße und der selbsternannte Herrscher über alle Katzen in der Gegend. Er ging keinem Kampf aus dem Weg. Wenn ein fremder Kater es wagte in sein Revier einzudringen, machte er ihm schnell klar, wer hier der Platzhirsch war. Bei einem dieser Kämpfe hatte er wohl auch sein Auge eingebüßt.

Als er danach geschunden wiederauftauchte, war er natürlich bedauert und bemuttert worden. Spooky hatte die Aufmerksamkeit mit der für ihn typischen Gleichgültigkeit genossen, sich nach einer besonders leckeren Mahlzeit in die Sonne gesetzt und sich ausgiebig geputzt. Es hatte so ausgesehen, als wollte er damit zum Ausdruck bringen: *Was soll's? Ich hab ja noch ein Auge und die Sache war es wert. Basta!*

Knox würde es nie zugeben, aber er mochte diesen eigensinnigen Wildfang. Darum war sein Ärger schnell verfliegen.

Diese nächtlichen Überfälle gehörten zu einem Spiel zwischen ihnen. Wann immer sich die Gelegenheit bot, startete Spooky einen Angriff auf Knox. Der versuchte der Attacke zu entgehen indem er sich duckte, beiseite sprang oder selbst einen Angriff startete. Das gelang ihm aber nur selten.

Heute hatte Spooky mal wieder gewonnen.

Über seine Belohnung bestand kein Zweifel. Er wollte mit ins Haus und auf seinen bevorzugten Platz im Büro; Knox' Besucherstuhl. Knox machte erst gar nicht den Versuch, ihm das zu verwehren. Das hätte nur ein vernichtendes und lautstarkes Mauzkonzert vor dem Haus zur Folge gehabt. Spooky folgte seinem Kumpel die Stufen zum Hauseingang hinauf und durch das Stiegenhaus bis in den zweiten Stock.

In den Häusern dieser Gegend war das Erdgeschoss Geschäften und Handwerksbetrieben vorbehalten. Im ersten Stock wohnten deren Besitzer und ab dem zweiten Stock wurde vermietet. Einer der Mieter in Nr. 51 war Knox. An der Tür war ein Messingschild mit der Aufschrift:

James F. Knox
Privatdetektiv

angebracht.

Die Tür war nicht abgeschlossen. Wozu auch? Es gab dort drin weder Wertvolles noch Geheimes, also nichts, was man zu Geld machen konnte.

Und welcher Dieb, der was auf sich hielt, würde bei einem Privatschnüffler einsteigen?

Knox hatte die Tür erst einen Spalt geöffnet, als Spooky sich geschickt hindurch schlängelte und sofort zum Stuhl lief. Knox schloss gerade die Tür, als er ein Fauchen hörte.

Im nächsten Augenblick wurde der dunkle Raum um Knox noch dunkler.

*

Knox, noch gefangen in einem Dämmerzustand, konnte zwei Dinge spüren: wahnsinnige Kopfschmerzen und ein leichtes Schaukeln.

Das, verbunden mit dem ratternden Geräusch von Kutschenrädern, ließ nur einen Schluss zu, er war unterwegs in einer Kutsche. Er hatte keine Ahnung wieso und wohin.

Knox blieb ruhig und versuchte seine Gedanken zu ordnen.

Jemand hatte im Büro gelauert, ihn dann k.o. geschlagen und die Treppe hinunter in die Kutsche verfrachtet. Das mussten mindestens zwei Mann, eher wohl drei Mann, gewesen sein.

Wer immer die waren, sie fühlten sich sicher, denn er war nicht gefesselt. Man hatte ihm auch nicht die Augen verbunden, was wiederum den Schluss zuließ, dass es sich nicht um eine Entführung handelte. Der Plan war wohl auch nicht, ihn zu töten, sonst wäre er schon tot.

Wenn man von der ärgerlichen Tatsache mal absah, dass es jemandem gelungen war, ihn zu überwältigen, zeigte sich die Angelegenheit im Großen und Ganzen weniger beängstigend, als vielmehr interessant. Da machte sich jemand wirklich ziemliche Umstände, um ihn von A nach B zu bringen.

Knox beschloss, erst mal keinen Fluchtversuch zu unternehmen. Er wollte lieber rausfinden, wer hinter dieser Aktion steckte.

Er begann leise zu stöhnen und so zu tun, als würde er gerade erwachen.

Aus dem Dunkel kam eine Stimme. „Sind Sie endlich wieder wach?“

Nun überlief ihn doch ein leichter Schauer.

Die Stimme kannte er leider viel zu gut. Sie gehörte einem Mann, den er absolut nicht zu seinen Freunden zählte und das beruhte auf Gegenseitigkeit.

Mit Police Captain O'Brien verband ihn eine tiefe, innige Feindschaft.

Es wurmte Knox, dass er ausgerechnet von diesem Mistkerl ausgetrickst worden war. Der hatte zwar sicher nicht selbst zugeschlagen, dafür hatte er seine Leute, aber das machte es auch nicht besser.

Als seine Augen sich an die Dunkelheit in der Kutsche gewöhnt hatten, sah er seine Vermutung bestätigt. O'Brien saß ihm gegenüber und trug sein hämisches Grinsen, für das er bekannt war, zur Schau.

Der Punkt ging an O'Brien und das konnte Knox nicht auf sich sitzen lassen.

Also fing er an, sich langsam in eine sitzende Position aufzurichten.

„Ganz ruhig, Knox. Zwingen Sie mich nicht dazu, Sie wieder ins Reich der Träume zu schicken. Am Ende verschlafen Sie noch die ganze Fahrt.“

„Keine Sorge, O'Brien, ich will Ihnen nur nicht Ihre teuren Polster vollkotzen“

„Für Sie immer noch Captain O'Brien. Und was die Kutsche angeht, die gehört einem sehr einflussreichen Mann. Also reißen Sie sich zusammen und genießen Sie den Ausflug.“

Knox grinste in sich hinein. Von O'Brien hatte er also nichts zu befürchten. Der war nur ein Laufbursche.

Was hatte er gesagt? *Genießen Sie den Ausflug*. Gute Idee! Mal sehen ob er herausfand, wo die Reise hingehen würde. Da die Fenster der Kutsche zugehängt worden waren, konnte Knox nicht raussehen. Also versuchte er stattdessen, O'Brien ein paar Informationen aus der Nase zu ziehen. Eine seiner großen Schwächen war nämlich, dass er die Klappe nicht halten konnte. Er hörte sich selbst zu gern reden und tat es zu jeder sich bietenden Gelegenheit ausgiebig. „Dauert es noch lange?“, fragte Knox und gab sich alle Mühe sehr gelangweilt zu klingen. „Ich habe heute Vormittag einen wichtigen Termin bei meinem Schneider. Den möchte ich ungern verpassen.“ „So früh am Morgen und schon so witzig? Gut, ich hatte schon gefürchtet, dass der Schlag zu hart für Ihren Sturkopf war. Nicht, dass es mich sonderlich gestört hätte, aber der Auftrag lautet leider, Sie in einem Stück zu ihm zu bringen und zwar lebendig. Na ja, das Wort lebendig ist zwar nicht direkt gefallen, aber ich dachte mir, es wäre besser so. Tot nützen Sie ihm nichts.“ „Sie können also denken? Ist das jetzt neu bei der Polizei?“ „Übertreiben Sie es bloß nicht“, knurrte sein Gegenüber. Knox hatte wenigstens den Versuch eines Angriffs erwartet, aber nichts geschah. Es musste eine wirklich bedeutende Person sein, für die O'Brien den Laufburschen machte. Das gefiel Knox. Also lehnte er sich zurück und tat ausnahmsweise das, was O'Brien wollte. Er genoss die Fahrt.

*

Da Knox nicht wusste, wie lange er bewusstlos gewesen war, hatte er auch keine Ahnung, wie lange die Kutsche schon fuhr. Aber er merkte schnell, dass der Kutscher sich die größte Mühe gab, die Fahrzeit zu verlängern. Sie waren jetzt schon dreimal rechts abgebogen und nun geschah es zum vierten Mal. Sie fuhren im Kreis. Das wiederholte sich noch zweimal, wobei der Kutscher wenigstens jedes Mal die Richtung wechselte. Jemand wollte den Ort des Treffens also geheim halten. Na gut. Knox liebte es, Geheimnisse zu lösen. Als die Kutsche hielt, war mehr als eine halbe Stunde vergangen. Der Kutscher sprang ab und öffnete die Tür. Als erster verließ O'Brien die Kutsche. Knox folgte ihm und sah sich um. *Verdammt, hier ist es so dunkel wie in einem Elefantenarsch.*

Alles was er sah, war eine dunkle Straße, eine große Einfahrt zu einem Grundstück mit ein paar Bäume und einem schmucklosen, zweistöckigen Gebäude mit spitzem Dach.

Es gab keine besonderen Merkmale, weder am Haus noch am Grundstück, die eine Wiedererkennung erleichtert hätten. Wenn es weitere Häuser in dieser Straße gab, dann standen sie so weit zurück auf den Grundstücken oder hinter Sträuchern und Bäumen verborgen, dass man sie nicht sehen konnte. Knox entdeckte auch keine Lebenszeichen ringsum.

Ein paar schwach erleuchtete Fenster in dem Haus vor ihm, waren der einzige Hinweis auf die Anwesenheit von Menschen.

„Gehen Sie, Sie werden schon erwartet“, ließ O’Brien sich vernehmen während er gelangweilt an der Kutsche lehnte. Offensichtlich würde er ihn nicht weiter begleiten.

„War nett, Sie mal wiedergesehen zu haben C a p t a i n.“ Knox betonte ganz bewusst den Rang des Police Officer’s.

„Freuen Sie sich bloß nicht zu früh. Ich werd‘ hier auf Sie warten.“

Während Knox auf das Haus zuing, versuchte er, weitere Details aufzunehmen. Unscheinbare, schmucklose Häuser wie dieses wurden gern für geheime Zwecke oder Treffen genutzt. Die Grundstücke waren im Besitz von Strohmännern, die oft nichts über die Art der Nutzung wussten und an den geheimen Treffen gar nicht teilnahmen. So konnte niemand Rückschlüsse auf die wahren Nutzer ziehen.

Die Regierung nutzte solche Häuser ebenso gern, wie kriminelle Banden. Dass er von einem Polizeibeamten hierher gebracht worden war, war auch kein Hinweis darauf, wer ihn erwartete. Die Polizei New Yorks arbeitete zwar für die Regierung, hielt aber bei den Banden die Hand auf, sah weg und erledigte gelegentlich auch kleine *Gefälligkeiten*.

Bevor er die Eingangstür erreicht hatte, wurde sie schon geöffnet. Der Mann an der Tür war Knox unbekannt. Er war jung, ca. 1,75 m, so um die 25 bis 30 Jahre und hatte sehr kurze dunkelblonde Haare. Seine Statur war gekonnt unter einer unförmigen Jacke aus Tweed verborgen. Der Blick war abschätzend und er behielt Knox genau im Auge.

„Guten Morgen, Sir. Bitte treten Sie ein und legen Sie alle Waffen, so Sie welche mit sich führen, auf den Tisch links neben der Tür.“

Er sah aus wie ein Kutscher und sprach wie ein Butler. Vielleicht war es ein Butler, der heute Nacht auch ein Kutscher war, oder keins von beidem. Knox hatte ein Messer im Stiefel, das er nun hervorzog und auf den Tisch packte. Dann sah er den Mann an, zog die Schultern hoch und meinte entschuldigend: „Mehr hab ich nicht.“

„Ich weiß, Sir. Wenn Sie mir bitte folgen würden.“

Knox folgte dem Mann durch eine schwach beleuchtete Eingangshalle. Auch hier war nichts Außergewöhnliches zu sehen.

In der Mitte des Raumes waren um einen runden Tisch drei Armstühle verteilt, an den Wänden hingen Landschaftsbilder. Es gab weder Pflanzen noch anderen Zierrat, der ein Haus wohnlich machte. Zusätzlich zur Eingangstür entdeckte er noch vier weitere Türen, die alle geschlossen waren. In die oberen Etagen kam man über eine Treppe, die rechts neben dem Eingang begann und sich im rechten Winkel nach oben fortsetzte.

Der junge Mann ging zielstrebig durch den Raum und blieb vor der Tür in der linken hinteren Ecke stehen. Er klopfte an und öffnete die Tür erst nach einer Aufforderung von drinnen.

Dann trat er beiseite, damit Knox eintreten konnte.

Den linken Teil des Zimmers erhellte das Licht einiger Kerzen und einer Wandlampe. Diese Seite des Zimmers wurde von einem großen Schreibtisch beherrscht, an dem bis vor kurzem jemand gearbeitet hatte. Davon zeugten die Papiere und Akten, die auf dem Schreibtisch verstreut lagen. Hier kam das Licht von einer Tiffany Lampe, dem einzigen wertvollen Stück in diesem Raum, soweit Knox das beurteilen konnte.

An der Wand hinter dem Schreibtisch stand ein Sekretär. Knox vermutete, dass dessen geschlossene Schubladen und Kästen leer waren.

Er blieb an der Tür stehen und ließ seinen Blick weiter durch den Rest des Zimmers schweifen.

An der Wand ihm gegenüber wurden zwei Fenster von langen, schweren Vorhängen verdeckt. Blieb noch der rechte Teil des Zimmers. Hier waren keine Lampen angemacht worden, also blieb er im Halbdunkel verborgen.

Knox konnte an der rechten Wand einen großen Kamin erkennen, dessen Glut dem Raum eine angenehme Wärme schenkte. Zum Kamin gewandt war eine Sitzgruppe, bestehend aus einem Sofa mit hoher Rückenlehne, zwei Sesseln und einem flachen Beistelltisch, aufgestellt. Mehr konnte Knox nicht erkennen.

Aus einem der Sessel erhob sich langsam die Gestalt eines Mannes. Erst als der Mann auf ihn zukam, wurde er vom Licht erfasst und sein Gesicht war endlich erkennbar.

Plötzlich fügte sich alles zusammen und ergab einen Sinn, die nächtliche Irrfahrt, die Polizeibeteiligung und das unscheinbare Anwesen. Alles gehörte zu einem gut durchdachten Konzept, dass wohl etwas ganz bestimmtes demonstrieren sollte: Schutz und Sicherheit für eine Person.

„Guten Morgen, Herr Bürgermeister“, begrüßte Knox seinen Gastgeber. Bürgermeister William Jay Gaynor streckte Knox die Hand zur Begrüßung entgegen.

„Schön, Sie wieder zusehen Mr. Knox.“ Knox ergriff die Hand und fühlte einen festen Händedruck. Gaynor deutete auf die Sitzgruppe.

„Setzen wir uns doch. Das Stehen fällt mir noch etwas schwer und im Sitzen lässt es sich besser reden.“

Man sah dem Bürgermeister an, dass es ihm nicht gut ging. Kein Wunder, dachte Knox, bei allem was er in den letzten Monaten durchgemacht hatte.

Die Ereignisse, die Knox gerade in den Sinn kamen, lagen gerade mal acht Monate zurück und in gewisser Weise betrafen sie auch ihn.

*

Es begann im Juli 1910. Knox war damals bei der Pinkerton Detektei und das schon seit fünfundzwanzig Jahren. Wenn er heute daran zurückdachte, war er nicht mehr besonders stolz darauf, ein Pinkerton Detective gewesen zu sein. Als er sich mit im Alter von fünfzehn Jahren von der Detektei anheuern ließ, hatte das noch ganz anders ausgesehen.

Damals war er ein Heißsporn und immer auf Abenteuer aus. Dieser Job war genau das, was er wollte und er hatte Talent dafür. So gelang es ihm schnell, sich einen Namen zu machen. Knox war ein harter Knochen, ehrgeizig, intelligent und hartnäckig. Mit seinem besonderen Gespür für Gefahr und der Fähigkeit sich in einen Verbrecher hinein denken zu können, wurde er schnell zu einem Top Detective bei Pinkerton.

Einige spektakuläre Erfolge gingen auf sein Konto, darunter die Aufklärung einer Serie von Überfällen auf Banken und Eisenbahnen. Es war ihm gelungen, sich in die Banden einzuschleusen. Dazu brauchte er nur ein paar fingierte, große Coups, mit denen er sich einen Namen machte. Das klappte dreimal, dann hatte sich die

Masche bei den Gangstern herumgesprochen und sie wurden vorsichtig. Beim letzten Mal wäre er beinahe aufgefliegen und sein Chef hatte die Notbremse gezogen.

Knox wurde versetzt, erst nach Boston und später nach New York.

Als er Anfang Juli 1910 ins Büro bestellt wurde, hatte er gerade einen Fall von Erpressung erfolgreich abgeschlossen.

Die Aufforderung ließ keinen Zweifel daran, dass es dringend war.

Knox, kommen Sie sofort ins Büro.

Der Fall, der auf ihn wartete, hörte sich erst mal nicht so spektakulär an.

Ein paar Morddrohungen waren zu überprüfen. Knox sollte eine Einschätzung abgeben, ob diese Drohungen ernst genommen werden müssten oder ob es nur harmlose Spinnereien waren.

Das Pikante an dieser Angelegenheit war, dass die Drohungen gegen den amtierenden Bürgermeister von New York, William Jay Gaynor ausgesprochen worden waren.

Die New Yorker Polizei hatte zwar ermittelt, aber ohne Ergebnis. Also war ein enger Freund des Bürgermeisters, der die ganze Sache ernst nahm, an die Pinkertons herangetreten und hatte um eine inoffizielle Untersuchung gebeten. Knox bekam fünf Tage Zeit für seine Ermittlungen. Er erhielt eine Akte mit den drei Originalbriefen und allen bisherigen Erkenntnissen der Polizei. Damit hatte er sich in einen Besprechungsraum zurückgezogen und sich als erstes die Briefe vorgenommen.

Wie zu erwarten, ließ sich aus ihnen nicht viel schließen.

Sie waren handgeschrieben, mit Druckbuchstaben und von der Polizei bereits auf Fingerabdrücke untersucht worden. Ohne einen Verdächtigen war ein Vergleich aber nicht möglich.

Der Inhalt der Briefe las sich erschreckend einfach und klar: *Zeit zu sterben Gaynor! Du wirst sterben, Gaynor! Du bist tot, Gaynor!*

Knox wusste, je weniger Text, umso weniger Hinweise auf den Verfasser. Dieser hier war entweder sehr einfach gestrickt oder sehr raffiniert. Kurze knappe Aussagen, die nicht viel aussagten. Damit kam er nicht weiter.

Knox hatte die Briefe beiseitegelegt und sich mit der Art der Zustellung befasst. Die Morddrohungen waren mit der täglichen Dienstpost eingegangen, trugen aber keinen Poststempel. Wie hatten sie also den Weg in den Poststapel gefunden?

Da eine Befragung aller, mit der Postzustellung befassten Personen, nichts ergeben hatte, war die Ermittlung der Polizei im Sande verlaufen. Durch den informellen Charakter der Untersuchung hatte Knox sich in einer Zwickmühle befunden. Wie sollte er eine Stellungnahme abgeben, wenn er nicht wirklich ermitteln durfte?

Unter diesen Umständen konnte er nicht sagen, ob die Briefe ernst genommen werden mussten oder nicht. Die Entscheidung die Knox daraufhin getroffen hatte, erwies sich als überaus fatal für ihn.

Am nächsten Tag, zog bewaffnet und in Verkleidung los und kam ohne große Schwierigkeiten bis in das Vorzimmer von Gaynors Büro in der City Hall. Dabei war er kein einziges Mal aufgehalten, geschweige denn durchsucht worden. Er hatte den Raum, in dem der Bürgermeister saß, betreten, die Tür abgeschlossen und einen Stuhl unter die Klinke gestellt. Dann hatte er unter dem ungläubigen Blick von Gaynor einen Revolver mit einem Lächeln aus seiner Manteltasche gezogen, auf ihn gerichtet und gesagt: „Herr Bürgermeister, ich denke, Sie sollten dringend etwas an Ihren Sicherheitsvorkehrungen ändern.“

Die Reaktion Gaynors hatte ihn schwer beeindruckte. Ganz ruhig war dieser hinter seinem Schreibtisch hervorgekommen und hatte ihn gefragt: „Habe ich denn noch die Gelegenheit dazu?“

Ein irritiertes „Was?“, war Knox Antwort gewesen.

Der Bürgermeister hatte keine Anstalten gemacht, um Hilfe zu rufen, sondern auf die Waffe gedeutet.

„Nun, da sie offensichtlich hier sind, um mich zu töten, weiß ich nicht, wie ich Ihren Rat deuten soll.“

Inzwischen war das anfängliche Klopfen an der Tür zu einem Wummern geworden, unterstützt von lauten Rufen und der verzweifelten Frage:

„Herr Bürgermeister, ist alles in Ordnung?“

Knox' Lachen ging im Lärm des Geschreis vor der Tür fast unter. Er hatte abgewunken und gesagt.

„Oh verdammt, ich will Sie doch nicht töten, die Waffe ist nicht mal geladen.“

„Weshalb sind Sie dann hier eingedrungen und wer sind Sie überhaupt?“

„Mein Name ist Knox. Ich bin Pinkerton Detective und erhielt den Auftrag, die an Sie geschickten Drohbrieife zu analysieren und festzustellen, ob Sie in Gefahr sind.“

Der Bürgermeister hatte keinerlei Angst gezeigt, er war die Ruhe selbst geblieben und hatte weitergeredet.

„Auch wenn ich mich nicht erinnern kann, eine solche Untersuchung angeordnet zu haben, zu welchem Ergebnis sind Sie gekommen, Mr. Knox?“

„Ich kann leider nicht sagen, ob von dem Briefschreiber eine ernstzunehmende Bedrohung ausgeht, aber in einem Punkt bin ich mir absolut sicher. Wenn der Typ es ernst meinen sollte, wird er Erfolg haben, denn die für Ihre Person getroffenen Sicherheitsvorkehrungen sind, um es vorsichtig auszudrücken, eine absolute Lachnummer. Meine Anwesenheit ist der beste Beweis.“

„Und was schlagen Sie vor, Mr. Knox?“

Die Antwort musste Knox dem Bürgermeister schuldig bleiben, denn in diesem Moment war die Tür mit lautem Krachen aufgefliegen und eine Horde wütender Männer, Polizisten und Angestellte, kam ins Zimmer gestürmt. Knox wurde überwältigt und zu Boden geworfen.

Der Tumult war wirklich unglaublich gewesen und Knox hatte zum ersten Mal wirklich Angst um den Bürgermeister gehabt.

Weder bei der folgenden Verhaftung, noch beim Transport in das Polizei Hauptquartier, hatte Knox sich gewehrt. Nachdem seine Identität vom Pinkerton Büro bestätigt worden war, hatte man ihn ins Büro von Police Commissioner Cropsey gebracht. Dessen ständiger Begleiter war Captain O'Brien gewesen, ein echter Sonnenschein unter den Polizisten New Yorks. Wahrscheinlich war er deshalb so schnell zur inoffiziellen rechten Hand von Commissioner Cropsey geworden.

Im Büro wartete auch sein Chef auf ihn und er sah nicht erfreut aus.

Man verkündete Knox, dass er gehen könne. Nicht zuletzt auch deshalb, weil der Bürgermeister ausdrücklich gefordert hatte, die Sache nicht weiter zu verfolgen. Was danach geschehen war, machte Knox heute noch wütend.

Die Detektei erhielt ein Schreiben aus der City Hall und dem Police Department, in dem man das Vorgehen des Detectivs scharf verurteilte. Die Ernsthaftigkeit seiner Absichten wurde in Zweifel gezogen, d.h. man würde wohl in Zukunft von Aufträgen an die Pinkerton Detektei absehen müssen. Für die Sicherheit des Bürgermeisters, so die abschließende Schlussfolgerung, bestand und bestehe keine Gefahr.

Nach Ansicht seines Chefs hatte Knox mit seiner Aktion das Image der Detektei nachhaltig geschädigt.

Die Konsequenz war seine Verbannung an den Schreibtisch, bis auf Weiteres. Ein paar Wochen später, am 9. August, wurde William Jay Gaynor in Hoboken an Bord des deutschen Passagierschiffs *Kaiser Wilhelm der Große* von zwei Kugeln aus dem Revolver des Attentäters James J. Gallagher im Hinterkopf getroffen und schwer verletzt. Nach dem Knox davon erfahren hatte, verließ er das Büro und war nie wieder dorthin zurückgekehrt.

*

Die Erinnerung an all das ging Knox in diesem Moment durch den Kopf. Nun standen sie sich also wieder gegenüber und das Lächeln auf Gaynors Gesicht ließ Knox vermuten, dass der Bürgermeister ähnliche Gedanken hatte.

Sie nahmen Platz, Knox auf dem Sofa und Gaynor im Sessel. Gaynors Stimme klang wie damals, ruhig und gesetzt.

„Bitte entschuldigen Sie die fingierte Entführung, aber dieses Treffen muss absolut geheim bleiben. Bevor ich Ihnen mehr sagen kann, müssen Sie mir versprechen, mit niemandem darüber zu sprechen, egal wie Sie sich auch entscheiden werden.“

Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu, „Habe ich Ihr Wort, Mr. Knox?“

„Genügt Ihnen denn mein Wort, Herr Bürgermeister? Vielleicht brauchen Sie ja einen Beweis meiner Ernsthaftigkeit?“

„Ich denke, diesen kleinen Seitenhieb habe ich verdient. Sie haben sicher jedes Recht wütend zu sein, so wie man Sie behandelt hat. Vor allem, nachdem sich herausgestellt hatte, dass Sie absolut im Recht gewesen sind.“

„Ich bin nicht wütend, Sir und schon gar nicht auf Sie, wenn Sie das meinen.

Eine gefährdete Person kann das Ausmaß der Gefährdung nicht selbst einschätzen. Dafür steht sie zu sehr im Fokus. Aber die Sicherheitsleute und Polizisten in Ihrer unmittelbaren Umgebung hätten es sehen müssen, taten aber nichts, weil sie glaubten, alles im Griff zu haben. Die Gründe dafür sind bestens bekannt: Überheblichkeit, Dummheit und Inkompetenz.“

„Ein hartes Urteil, das Sie da fällen, Mr. Knox.“

„Diese Leute waren dazu da, den Bürgermeister dieser Stadt zu beschützen und haben auf ganzer Linie versagt.“ Knox holte tief Luft, um sich zu beruhigen.

„Tut mir leid, Herr Bürgermeister, aber ich bin nicht bekannt dafür, Dinge schön zu reden.“

„Genau das ist der Grund, warum Sie hier sind.“

Er griff nach einer Klingel auf dem Tisch und läutet kurz.

„Sie müssen mich für einen unhöflicher Gastgeber halten. Erst lasse ich Sie zu dieser nächtlichen Stunde hierherbringen und dann biete Ihnen nicht mal etwas an. Wie wär’s mit einem Drink?“

„Da sag ich nicht nein, Sir. Hätten Sie vielleicht Whiskey?“

„Sind wir in Amerika?“ Seine nächsten Worte richtete er an den, leise eingetretenen Butler. „Einen Whiskey für Mr. Knox und einen Kaffee für mich Benson.“

Ein flüchtiges Nicken und die Tür schloß sich ebenso leise, wie sie geöffnet worden war.

Nachdem Benson die Getränke serviert das Zimmer wieder verlassen hatte, begann der Bürgermeister, zu sprechen.

„Mr. Knox, sagt Ihnen der Name Thomas James Brewster etwas?“

„Ist das nicht der Bankier, der Anfang des Jahres ermordet wurde?“

Gaynor nickte. „Am 13. Januar, um genau zu sein. Was wissen Sie darüber?“

Knox überlegte kurz. „Nur was in den Zeitungen stand. Es war ein Freitag, Freitag der Dreizehnte, das allein war ein Fest für die Presse. Brewster wurde in seinem Haus ermordet aufgefunden. Seine Frau und die Tochter waren an dem Abend im Theater und anschließend mit Freunden noch aus gewesen. Das Personal hatte seinen freien Abend. Als Frau und Tochter gegen 1 Uhr nach Haus kamen, fanden sie Brewster in seinem Arbeitszimmer, tot. Der Safe des Hauses, der sich im Arbeitszimmer befand, war offen und bis auf ein paar Papiere leer. Geld und Schmuck waren weg. Mehr weiß ich nicht.“

Gaynor nickte.

„Die Polizei glaubt an einen Raubüberfall. Im Polizeibericht steht, es gab keine Einbruchsspuren und keine dieser Fingerabdrücke. Nichts wurde durchwühlt oder zerstört. Nur der Safe war geöffnet worden, doch auch hier fand man keine Spuren von Gewaltanwendung.“

Gaynor trank einen Schluck Kaffee bevor er fortfuhr.

„Brewster war an diesem Abend ganz allein im Haus. Darum geht die Polizei davon aus, dass Brewster den Räubern selbst die Tür geöffnet hat. Indem sie ihn mit der Waffe bedrohten, zwangen sie ihn, sie zum Safe zu führen und ihn zu öffnen. Sie nahmen alles Wertvolle heraus und erschossen Brewster.“

Gaynor machte eine Pause, als würde er überlegen, ob er etwas vergessen haben könnte.

„Die Polizei fahndet seitdem nach einem oder zwei unbekanntem Männern aber ohne eine noch so vage Beschreibung ist das hoffnungslos.“

Gaynor sah Knox erwartungsvoll an, doch der war noch nicht bereit, etwas zu sagen. Er hatte noch nicht alles erfahren, was er wissen wollte. Also hob er das Whiskey Glas zum Mund und nahm einen kräftigen Schluck.

„Mr. Knox, Thomas Brewster war ein großer Unterstützer meiner Karriere, aber er war auch mein Freund. Ich will wissen was passierte und warum. Natürlich auch, wer dafür verantwortlich ist. Als ich seiner Familie das Versprechen gab, dass die Polizei den Mord aufklären wird, hatte ich nicht damit gerechnet, dass es drei Monate danach immer noch nichts gibt, was ich der Familie sagen kann.“
Er sah Knox aufmerksam an.

„Die Polizei tritt auf der Stelle. Deshalb möchte ich, dass Sie diesen Fall übernehmen. Was denken Sie darüber, Mr. Knox?“

„Herr Bürgermeister“, Knox stockte einen Moment. „Sie wissen doch, dass ich nicht mehr für Pinkerton arbeite? Ich habe weder die Befugnisse, noch die Möglichkeiten eines Pinkerton Detectives. Ich bin nur noch ein einfacher Privatschnüffler. Dazu kommt, dass meine Beziehungen zur Polizei, na, sagen wir mal, ziemlich angespannt sind. Im Police Department bin ich eine *Persona non grata*. Die Fälle, die ich jetzt bearbeite sind wenig spektakulär oder aufsehenerregend. Wieso also ich?“

Er lehnte sich zurück und wartete auf eine Reaktion. Ein Blick in Gaynors Gesicht zeigte ihm, dass dieser ihn durchschaut hatte. Gaynor wusste, dass er schon längst am Haken hing.

Trotzdem wollte Knox es ihm nicht zu leicht machen. Gaynor schien ihm das nicht übel zu nehmen. Er antwortete so ruhig wie bisher.

„Sie haben soeben alle Vorzüge, die für Sie sprechen, selbst aufgezählt. Sie sind unabhängig und niemandem Rechenschaft schuldig. Da Sie nicht zur Polizei gehören, können Sie sich überall hinbegeben, wo ein Polizist nicht hinkann. Ihr Vorgehen mag unorthodox sein, aber es ist wirkungsvoll. In meinen Augen machen all diese Eigenschaften Sie zum perfekten Kandidaten für diesen Auftrag.“

Ein Lächeln umspielte seinen Mund als er weitersprach.

„Sie waren ehrlich zu mir und das schätze ich besonders, weil es das in meinem Umfeld selten gibt. Also will ich auch ehrlich zu Ihnen sein. Einige meiner Mitstreiter haben mir dringend abgeraten, Sie zu beauftragen, aus ebenden

Gründen, die ich gerade aufgezählt habe. Meine Entscheidung für Sie habe ich daher allein und entgegen dem Rat dieser Personen getroffen. Wenn Sie also diesen Auftrag annehmen, dann werden Sie auf sich allein gestellt sein. Ich werde in keiner Weise eingreifen oder helfen können. Und ich brauche sofort eine Entscheidung von Ihnen“

Das war wohl Knox's Stichwort. Als er anfang zu sprechen, lehnte er sich weit nach vorn und senkte die Stimme. Damit war die Distanz zwischen ihm und dem Bürgermeister fast gänzlich verschwunden. Ab jetzt würde er die Führung des Gesprächs übernehmen.

„Also gut, Herr Bürgermeister. Nehmen wir mal an, ich übernehme den Auftrag, dann muss folgendes klar sein:

Erstens, ich kann nichts versprechen, dafür ist der Fall schon zu kalt.

Zweitens, ich brauche Zugang zur Ermittlungsakte, also werde ich einen Verbindungsmann bei der Polizei brauchen.

Drittens, da Sie mich beauftragt haben, werden Sie auch über meine Ergebnisse informiert werden wollen, also noch ein Verbindungsmann.

Viertens, ich will keine Aufpasser in meiner Nähe und keine Einmischungen. Mein Fall, meine Methoden.

Fünftens, natürlich werde ich Geld brauchen. Wie viel kann ich nicht sagen.“

Seine Aufzählung unterstrich er durch das Abspreizen einzelner Finger seiner linken Hand. In der rechten Hand hielt er noch das Whiskey Glas, das er Gaynor entgegenstreckte.

„Da wäre noch etwas. Könnte ich noch einen Whiskey bekommen? Der ist wirklich vorzüglich.“ Damit lehnte er sich zurück und wartete ab.

Gaynor läutete erneut nach Benson, der so unmittelbar eintrat, als hätte er direkt vor der Tür gewartet.

Knox grinste in sich hinein. Benson hatte vor der Tür gewartet und die Beule in seinem Jackett kam von einer Waffe. Er war also weder Butler noch Kutscher, sondern Leibwächter. Gut für Gaynor.

Knox reichte Benson das Glas. Auf einen fragenden Blick hin nickte Gaynor Benson zu.

„Noch einen Whiskey für Mr. Knox und bitten Sie jetzt die beiden Herren herein.“

Nachdem Benson das Zimmer verlassen hatte, stellt Knox eine letzte Frage.

„Was, wenn sich Ihre schlimmste Befürchtung bewahrheitet, Herr Bürgermeister?“

Es war nur ein kurzes Aufblitzen in Gaynors Blick, doch Knox war es nicht entgangen. Zum ersten Mal hatte Gaynor eine echte Reaktion gezeigt.

„Was zum Teufel meinen Sie?“

„Herr Bürgermeister, Sie haben dieses geheime Treffen bei Nacht doch nicht für die Aufklärung eines simplen Raubüberfalls arrangiert. Nein, ich denke da steckt mehr dahinter. Wie man hört, wollen Sie in zwei Jahren erneut für das Amt des Bürgermeisters kandidieren. In diesem Kontext könnte der Mord an Ihrem Freund einen politischen Hintergrund haben. Und genau das ist Ihre Befürchtung. Also frage ich Sie nochmal. Was wenn sich Ihre schlimmste Befürchtung bewahrheiten sollte?“

Gaynor sah ihn mit besorgter Miene an.

„Ich hoffe inständig, dass es nicht so ist. Doch sollten Sie dafür Beweise finden, dann will ich es wissen“ und mit einem Lächeln fügte er hinzu, „ich hatte Recht mit meiner Einschätzung, Sie sind der Richtige für diesen Auftrag.“

Die Tür ging auf und Benson brachte den Whiskey. Mit ihm betraten zwei Männer den Raum und wurden vom Bürgermeister begrüßt. Da die beiden keine Anstalten machten, sich zu setzen, stand auch Knox auf und ging auf sie zu.

„Mr. Knox, darf ich Ihnen Mr. Reginald Beetroot vorstellen. Er ist Anwalt und der von Ihnen gewünschte Verbindungsmann zu mir. Außerdem wird er die finanziellen Dinge regeln.“

Beetroot kam sofort mit einem breiten Lächeln im Gesicht auf Knox zu und streckt ihm die Hand zur Begrüßung entgegen. Überschwänglich schüttelte er diese, so als wären sie alte Freunde, die sich lange nicht gesehen hatten. Knox sah sich sein Gegenüber dabei genauer an.

Beetroot war ein kleiner gedrungener Mann und in den Fünfzigern, wie Knox schätzte. Sein dichter Schnauzer stand im krassen Gegensatz zu seinem dünnen Haarkranz. Er hatte kurze Arme und Beine, sein Oberkörper dagegen war beleibt und kräftig. Das machte ihn zu einer recht runden Erscheinung. Auf den ersten Blick erweckte Beetroot einen sehr unscheinbaren und recht unbeweglichen Eindruck. Dafür waren seine Augen umso beweglicher und huschten ständig zwischen den Anwesenden hin und her. Als er Knox ansprach klang seine Stimme erstaunlich kräftig.

„Mr. Knox, sehr erfreut Ihre Bekanntschaft zu machen.“ Knox nickte und brummte ein „Ebenso.“

Beetroot fügte mit einem charmanten Lächeln hinzu: „Ich hab‘ schon viel von Ihnen gehört und bin sicher, dass wir gut zusammenarbeiten werden.“

Darauf sagte Knox lieber nichts. Anwälte konnte er nicht ausstehen. Sie hatten in der Vergangenheit zu viele seiner Ermittlungserfolge vor Gericht mit ihren Tricks und Winkelzügen zunichte gemacht. Vielleicht war dieser Beetroot eine Ausnahme, aber bis das klar war, hatte Knox beschlossen, ihn nicht zu mögen. Gaynor wandte sich der zweiten Person zu.

„Und das, Mr. Knox, ist Ihr Verbindungsmann zum Police Department, Detective Malone. Er wird dafür sorgen, dass Sie alle Informationen erhalten, die Sie für Ihre Ermittlung benötigen.“

Detective Malone war das ganze Gegenteil von Beetroot und Knox mochte ihn auf Anhieb. Er war etwas kleiner als er selbst, so etwa 1,80 m. Die ohnehin schlanke Statur wurde durch seine schwarze Kleidung noch unterstrichen. Knox schätzte ihn auf Anfang Fünfzig.

Kurzes schwarzes Haar umrahmte ein schmales, blasses Gesicht, dessen hervorstechendstes Merkmal die spitze Nase war. Seine Miene war ernst, fast unnahbar, aber er hatte nicht diese Falschheit im Blick, wie Knox sie von Captain O’Brien kannte.

Da Malone keine Anstalten machte, Knox zu begrüßen, hielt auch er sich zurück. Beide hielten ihre Blicke fest auf den anderen gerichtet und musterten einander. Malones Blick hatte etwas Bohrendes an sich und seine schmalen Lippen zeigten nicht den Hauch eines Lächelns.

Knox beschloss, den ersten Zug zu machen.

„Sind wir uns schon mal begegnet Detective, ich meine beruflich?“

„Sie würden sich mit Sicherheit daran erinnern, wenn es so wäre Mr. Knox“, antwortete Detective Malone, wobei er jedes einzelne Wort betonte, obwohl sein Mund sich dabei kaum zu bewegen schien.

Okay, dachte Knox. Wahrscheinlich hat er diesen Fall bearbeitet. Da der Erfolg ausblieb, setzt man ihm nun ein Privatschnüffler vor die Nase. Das würde mir auch nicht gefallen.

Laut aber fragte er: „Hinterlassen Sie denn einen so bleibenden Eindruck?“

„Fragen Sie doch mal auf Rikers Island nach.“

Knox hob die Hände, so als würde er sich ergeben wollen. Er wollte es nicht übertreiben, nicht gleich beim ersten Mal.

„Schon gut Detective, ich bin nur hier, um zu helfen“ und an den Bürgermeister gewandt, „ist das jetzt der Moment, Sir, wo ich einen Vertrag mit meinem Blut unterschreiben muss oder genügt es, wenn ich Ihnen hier vor Zeugen versichere, dass ich den Auftrag übernehme und über alles den Mund halten werde?“

Detective Malone schnauzt Knox grob an.

„Wie reden Sie denn mit dem Bürgermeister, Mann!“

Bevor er weiterreden konnte, schnitt Gaynor ihm mit einer einfachen Handbewegung das Wort ab.

„Mir genügt Ihr Wort, Mr. Knox und somit wird es auch Detective Malone und Mr. Beetroot genügen.“ Er sah die Genannten nacheinander an und es war klar, dass er eine Zustimmung erwartete. Malone nickte kurz und Beetroot rief mit großer Geste, „Selbstverständlich, Sir!“

„Gut meine Herren, dann haben wir eine Übereinkunft“ und zu Knox, „suchen Sie Mr. Beetroot morgen auf. Er wird alles Weitere mit Ihnen besprechen. Er ist auch bevollmächtigt ein entsprechendes Honorar zu vereinbaren. Detective Malone wird dafür sorgen, dass Sie die Ermittlungsakte erhalten. Entspricht das Ihren Wünschen?“

„Durchaus, Herr Bürgermeister.“ Knox wandte sich Beetroot zu. „Wo finde ich Sie, sagen wir morgen um 10 Uhr?“

„Kommen Sie in mein Büro, Mr. Knox, Ecke Church Avenue und Franklin Street.“

Das Büro befand sich also in unmittelbarer Nähe der City Hall, dem Police Department und der wichtigsten Gerichtsgebäude. Für ein Anwaltsbüro war die Lage ideal.

Mit diesen Gedanken drehte er sich zu Detective Malone und sah ihn fragend an.

„Schätze, Sie wünschen sich keinen Besuch von mir in Ihrer Dienststelle.“

„Das versteht sich von selbst“, lautete die lakonische Antwort Malones.

Der Kerl sprach wirklich als hätte er einen Stock verschluckt. Er gab sich absichtlich alle Mühe, einen unangenehmen Eindruck auf Knox zu machen.

Komischerweise war das genau das, was Knox für ihn einnahm.

„Dann müssen Sie eben zu mir kommen. Mein Büro ist ...“ Malone ließ ihn nicht ausreden.

„Ich weiß wo Ihr Büro ist. Sie kriegen die Akte morgen Abend.“ Dann wandte er sich an den Bürgermeister. „Wenn das dann alles ist, Sir?“

„Ja, natürlich Detective. Sie können dann gehen. Sein Sie so freundlich und nehmen Sie Mr. Beetroot mit.“ Ohne weitere Höflichkeiten auszutauschen, verschwanden Beetroot und Malone durch die von Benson geöffnete Tür.

Knox wollte sich gerade anschließen, als er von Gaynor zurückgehalten wurde.

„Einen Moment noch, Mr. Knox. Sie sollten wissen, dass Mr. Beetroot und Detective Malone zu den wenigen Menschen gehören, denen ich blind vertraue. Mr. Beetroot ist nicht nur ein genialer Anwalt, er ist ein kluger Kopf und absolut verschwiegen. Detective Malone ist ein ehrlicher und gesetzestreuer Polizist, was in New York etwa so selten ist wie ...“, er suchte kurz nach einem passenden Vergleich und Knox beendete den Satz mit, „... wie eine Jungfrau im Bordell?“

Gaynor lachte kurz. „Wenn Sie es so ausdrücken wollen? Ich hätte allerdings einen weniger drastischen Vergleich vorgezogen. Was ich damit sagen wollte ist, Sie können sich bei beiden darauf verlassen, dass Sie jede Unterstützung erhalten, die Sie brauchen. Darauf haben Sie mein Wort, Mr. Knox. Ich setze großes Vertrauen in Sie und Ihr Können. Finden Sie heraus, was geschehen ist.“

„Das werde ich, darauf haben Sie mein Wort, Herr Bürgermeister.“

Mit einem Händedruck wurde das gegenseitige Versprechen besiegelt, dann erschien Benson und führte Knox hinaus. An der Tür griff Knox zu seinem Messer, um es wieder zu verstauen. Plötzlich hielt er inne und fragte Benson:

„Wussten Sie, dass ich bewaffnet bin oder haben Sie es nur vermutet?“

Benson zeigte keinerlei Reaktion auf die Frage, aber er antwortete leise: „Ich wusste es.“

„Woher wussten Sie es?“

„Es ist mein Job, das zu wissen.“

Knox steckte das Messer in den Stiefel zurück. Der Mann war gut ausgebildet und kein Anfänger. Der würde ihm nicht sagen, woran er es erkannt hatte. Berufsgeheimnis!

„Wie lange sind Sie schon bei Ihm, Benson?“ Knox deutete in Richtung Bürgermeister.

„Nicht lange genug, Mr. Knox.“ Damit war eigentlich alles gesagt.

Benson war überzeugt davon, dass es mit ihm kein Attentat gegeben hätte und wahrscheinlich hatte er damit sogar Recht.

„Dann geben Sie mal gut auf ihn Acht.“

„Das werde ich!“ Zum ersten Mal zeigte Benson ein kleines Lächeln. Auf dem Weg zur Kutsche kam Knox wieder mal eine Frage in den Sinn, die er sich schon oft gestellt hatte. Wieso musste immer erst etwas Schlimmes passieren, bevor die Menschen bereit waren, auf Warnungen zu hören. Wahrscheinlich lag es in der Natur des Menschen, Risiken einzugehen. Sonst würden Sie wohl immer noch in Höhlen leben, die Keulen schwingen und intelligenzmäßig auf einer Stufe mit den Affen stehen. Auf einige seiner Artgenossen schien zumindest Letzteres leider auch heute noch zuzutreffen. So wie bei dem Affen O’Brien, der an der Kutsche auf ihn wartete. Wenn er so darüber nachdachte, war der Vergleich mit den Affen wohl doch eine Beleidigung, für die Affen.

Mit einem heiteren, „Kutscher, nach Hause bitte!“, stieg Knox ein und fläzte sich gemütlich in die Polster. Nur mit Mühe konnte er den Wunsch unterdrücken, die Füße auf die Bank gegenüber zu legen. Das hätte zwar O’Brien geärgert, aber der arme Kerl auf dem Kutschbock war der, der die Sauerei wegmachen musste und der hatte ihm schließlich nichts getan.

O’Brien war inzwischen auch eingestiegen und die Kutsche setzte sich in Bewegung. Nach einigen Minuten hielt der Captain es, wie zu erwarten, nicht mehr aus.

„Na, wie war Ihr Plauderstündchen mit dem Bürgermeister? Hat er Ihnen eine Medaille an die Brust geheftet?“

„Aber, aber Captain.“ Knox drohte spielerisch mit dem Finger. „Sie wollen mich doch nicht zu einer Indiskretion verleiten?“

„Papperlapapp, Knox. Ich kenne Benson und weiß für wen er arbeitet. Außerdem kann ich eins und eins zusammenzählen.“ Das bezweifelte Knox zwar stark, aber diesmal ließ er O’Brien das ausnahmsweise durchgehen. Er war zu müde für diesen Scheiß. O’Brien redete munter weiter.

„Das ganze Getue um Sie war nicht mehr als eine nette Geste. Lassen Sie sich das bloß nicht zu Kopf steigen. Der Mann hat ganz andere Dinge im Kopf, der hatte Sie schon wieder vergessen, ehe Sie zur Tür raus waren.“

Dieser Einschätzung war nichts mehr hinzuzufügen und Knox schloss die Augen. Den Rest von O’Briens Geschwafel nahm er nicht mehr wahr.

Er wurde erst wieder wach, als die Kutsche hielt.

„Danke für’s Heimbringen Jungs. War echt nett mit euch. Das sollten wir mal wieder machen.“

Er war schon fast die Stufen zur Haustür hoch, als er sich nochmal umdrehte und zurückging. Lässig lehnte er sich durchs Fenster ins Innere der Kutsche.

„Ich hoffe, Sie haben aus meinem Büro nichts mitgehen lassen, Captain. Wenn ich feststellen müsste, dass etwas fehlt oder kaputt ist, wäre ich gezwungen, Anzeige gegen Sie zu erstatten. Das würde unserer zart aufkeimenden Freundschaft gar nicht guttun.“

Die ärgerliche Stimme von O'Brien hörte er noch auf dem Weg zur Haustür.

„Übertreiben Sie's bloß nicht, Knox. Das heute, ändert gar nichts. Ich werde Sie auch weiterhin genau im Auge behalten.“

Knox nahm zwei Stufen auf einmal und trat schnell durch die Tür in sein Büro. Er schloss die Tür und sah sich erst mal um. Außer einem umgekippten Stuhl schien alles unverändert zu sein.

Er ging zum Aktenschrank und öffnete den untersten Schubkasten. Da lag sie, unbeschädigt, das einzig Wertvolle in dieser armseligen Bude, eine volle Flasche Whiskey. Vorsichtig holte er sie heraus und überlegte, ob er sie öffnen sollte.

Diesen Whiskey hatte er für einen besonderen Anlass aufgehoben. Das heutige Ereignis fiel eindeutig in diese Kategorie, trotzdem zögerte er. Zum einen, weil er in dieser Nacht schon genug getrunken hatte und zum anderen, weil er in den nächsten Tagen einen klaren Kopf brauchen würde.

Seufzend legte er die Flasche zurück und schloss die Schublade. Er stand auf und ging durch den Raum auf eine Tür zu. Dahinter war eine kleine Kammer, in der ein Bett und eine Truhe standen. Für mehr war auch kein Platz.

Auf dem Weg dorthin kam er an seinem Besucherstuhl vorbei. Darauf lag, eingerollt und zufrieden schnurrend, Spooky. Er öffnete das eine Auge, sah Knox an und schlief weiter.

Was auch, war doch alles in Ordnung. Sein Freund war wieder da, also kein Grund seinen Schlummer zu unterbrechen.

Manchmal beneidete Knox diesen Kater um sein unabhängiges Leben.

Er schaffte es gerade noch seinen Mantel und die Stiefel auszuziehen. Dann fiel er ins Bett und war sofort eingeschlafen.